

Marie Jahoda

Fleck, Christian

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fleck, C. (1988). Marie Jahoda. In F. Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft II: Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft* (S. 345-359). Wien: Jugend u. Volk Verl.-Ges. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-235159>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Veröffentlichung des Ludwig Boltzmann-Institutes für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften (Herausgeber: Erika Weinzierl und Wolfgang Huber) und des Instituts für Wissenschaft und Kunst

Friedrich Stadler (Hrsg.)

Vertriebene Vernunft II

Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft

Internationales Symposium

19. bis 23. Oktober 1987 in Wien

Jugend und Volk Wien München

[1988]

- A. Schütz/T. Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*. Neuwied—Darmstadt 1975.
 A. Schütz/T. Parsons, *Zur Theorie sozialen Handelns. Ein Briefwechsel* (hrsg. und eingel. von W. Sprondel). Frankfurt 1977.
 W. Sprondel, „Einleitung“ zu: A. Schütz/T. Parsons, ebd., 10—18.
 N. Timasheff, *Sociological Theory*. New York 1955.
 H. R. Wagner, „Der Einfluß der deutschen Phänomenologie auf die amerikanische Soziologie“, in: W. Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie*. Frankfurt 1981, 202—236.
 B. Waldenfels, *In den Netzen der Lebenswelt*. Frankfurt 1985.



Paul Lazarsfeld



Marie Jahoda, nach neun Monaten Haft 1937
 am Tag ihrer Entlassung.

CHRISTIAN FLECK

Marie Jahoda

1.

Marie Jahoda im Rahmen einer Sektion „Soziologie und Sozialforschung“ zu behandeln, ist richtig und falsch zugleich. Richtig ist es, weil Marie Jahoda zu jenen gehört, die in der Zwischenkriegszeit zur frühen Blüte der empirischen Sozialforschung in Österreich beigetragen haben.* Vor allem die Koautorenschaft an *Die Arbeitslosen von Marienthal* (1933) und ihr Beitrag zum zweibändigen Forschungsbericht des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, *Studien über Autorität und Familie* (1936), sowie weitere Veröffentlichungen zu Fragen der psychosozialen Konsequenzen der Arbeitslosigkeit begründeten diesen Ruf (1933a). Falsch ist diese Zuordnung, wenn man Jahodas wissenschaftliches Selbstverständnis als Bezugspunkt wählt: Sie betrachtete sich immer als Psychologin, und im Laufe der Jahre variierte nur die (sub-)disziplinäre Spezifikation. Als Zwanzigjährige referierte sie am „Internationalen Kongreß sozialistischer Individualpsychologen“ über „Berufsprobleme in individualpsychologischer Beleuchtung“ (1927), zehn Jahre danach wird sie als damalige Leiterin der „Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“ an ihrem Arbeitsplatz verhaftet und nach einer Verurteilung wegen staatsgefährdender Betätigung aus Österreich ausgewiesen. Von 1949 bis zu ihrer Emeritierung 1973 lehrte sie, erst in den USA und später in Großbritannien, Sozialpsychologie. Nicht nur institutionelle Bedingungen, auch ihre Auffassung von Sozialforschung legt nahe, Jahoda als Sozialpsychologin zu klassifizieren. Jüngst hat sie ihr wissenschaftliches Selbstverständnis resümierend erläutert. Sie habe in ihren bisherigen Forschungen von „wirklichen Problemen“ und nicht von „Problemen der Sozialpsychologie als Wissenschaft“ den Ausgang genommen, wolle sich aber nicht damit abfinden, daß das jeweils offensichtlich Sichtbare das Erkenntnisobjekt sein müsse: Die Aufgabe der Human- und Sozialwissenschaften sei es vielmehr, „das Unsichtbare sichtbar zu machen ... zugrundeliegende Mechanismen, Kräfte oder wie immer man dazu sagen will“, aufzudecken, und dazu sei es nötig, die „Interaktion zwischen individuellem Handeln und dem breiteren sozialen Kontext“ ernsthaft zu thematisieren und sich nicht mit Lippenbekenntnissen über die Berücksichtigung kontextueller Faktoren zufrieden zu geben. Diese Orientierung an „Problemen der realen Welt“ lege nahe, dem sozialen Wandel und den individuellen Veränderungen mehr Beachtung zu schenken als der Suche nach Invariantem, worin die Psychologie üblicherweise ihre Aufgabe erblicke. Insofern sei Sozialpsychologie eine eigenständige Disziplin, zwar beeinflusst von der Psychologie, aber letztlich keine reine Psychologie.

Das Ziel der folgenden Ausführungen ist daher ein doppeltes: Zum einen möchte ich die intellektuelle Entwicklung Jahodas über die Zäsur der Emigration hinweg herausarbeiten und zum anderen zeigen, in welcher Weise externe Faktoren — der von ihr selbst so genannte breitere soziale Kontext — darauf Einfluß nahmen; in ihren eigenen Worten: „Ich glaube, daß die persönliche Lebensgeschichte Einfluß haben muß auf die Art, wie sich das Denken entwickelt.“ (1986)

2.

Marie Jahoda wurde 1907 in Wien geboren. Sie stammt aus dem assimilierten jüdischen Bürgertum und schloß sich schon in jungen Jahren der sozialistischen Bewegung an. Dort lernte sie nicht nur die politische, sondern auch die intellektuelle Anziehungskraft des Austromarxismus, der zugleich Gesellschaftstheorie und Lebensform war, kennen. Als Mitglied und später als Funktionärin der Sozialistischen Mittelschüler und der Kinderfreunde betätigte sie sich vornehmlich als Erzieherin und in der politischen Aufklärungsarbeit.

Vorträge, Theateraufführungen und die Ferienkolonien für proletarische Großstadtkinder nahmen ihre Zeit in Anspruch. Die linke Jugendbewegung der zwanziger Jahre nahm ein Stück weit die künftige Gesellschaftsordnung vorweg und verhielt sich antizipatorisch, indem sie die Heranwachsenden im Geist der kommenden Zeit — deren Heraufkommen den Aktivisten so selbstverständlich war, daß Zweifel gar nicht hätten entstehen können — erzog. Aus der Gewißheit heraus, „die Generation der Vollendung“¹ zu sein, wird auch verständlich, worin in diesen Jahren von jenen, die in nicht allzu ferner Zeit das Funktionieren einer radikal neuen Gesellschaftsordnung sicherzustellen haben würden, das Defizit an handlungsrelevantem Wissen gesehen wurde. Während sich eine künftige Ökonomen- generation mit Fragen des sozialistischen Rechnungswesens herumschlug, konzentrierten sich pädagogisch Interessierte auf Fragen des Zusammenhangs von Erziehungstechniken und „Techniken des Klassenkampfes“.² Hatte der Mißerfolg der Österreichischen Revolution 1918/19 Anlaß gegeben, „in der Seele des Menschen den Wurzeln der traurigen Zeitereignisse nachzugehen“, so wurde Mitte der zwanziger Jahre das intellektuelle Bemühen wieder konstruktiver. Die Niederlage von 1918 erschien überwindbar, und daher trat neben die machttechnische Frage der politischen Kräfteverhältnisse zunehmend und selbständig die Problemstellung, wie der Basis-Überbau-Mechanismus der marxistischen Gesellschaftstheorie durch gezielte Intervention die gewünschten Resultate hervorbringen würde. Entgegen einer landläufigen Sichtweise der marxistischen Sozialtheorie, wonach diese, weil sie ein Heilswissen um den zukünftigen Sozialismus sei, zu Passivität im aktuellen Handeln führen müsse, muß man für die österreichische Arbeiterbewegung der Ersten Republik eine differenziertere Betrachtungsweise wählen: Die allgemeinen historischen (Quasi-)Gesetzesannahmen der materialistischen Geschichtsauffassung, beispielsweise die der progressiv aufeinanderfolgenden Gesellschaftsformationen, wurden nicht deterministisch aufgefaßt. Vielmehr wurde dem in den langfristigen Trend eingreifenden Handeln größte Bedeutung zugeschrieben, schien mithin verändernde Praxis, besonders in Überbaubereichen, nicht nur möglich, sondern geboten. Je weniger zu dieser Fragestellung bei den Klassikern der marxistischen Gesellschaftstheorie zu finden war, desto aufgeschlossener standen die Aktivisten der Jugendbewegung neuen Theorien gegenüber. Aus diesem Grund herrschte in der linken sozialwissenschaftlichen Intelligenz vor Ausbruch der Weltwirtschaftskrise geringe Interesse an makrosozialen Fragen, etwa aus dem Feld der heutigen speziellen Soziologien „Stratifikation“ und „Wandel“, während mikrosoziale Themen starke Beachtung fanden.

Zur Skizze des intellektuellen Umfeldes, in dem Jahodas politische und wissenschaftliche Sozialisation erfolgte, gehören einige weitere Faktoren: die Aufgeschlossenheit des (jüdischen) Bildungsbürgertums gegenüber den intellektuellen Strömungen der Zeit und die damit im Zusammenhang stehende Hochachtung, die die intellektuell führenden Köpfe der Sozialdemokratie den modernen (Sozial-)Wissenschaften entgegenbrachten. Bedenkt man schließlich, daß das Wien der Ersten Republik eine Hochburg psychologischer Denkens war, hat man wenigstens die wichtigsten Momente genannt, die die Entwicklung einer jungen, pädagogisch interessierten Sozialistin beeinflussten.

Dennoch bestimmte ein institutioneller Zufall die spezifische Ausformung des wissenschaftlichen Werdegangs. Stand Jahoda unter den drei Wiener psychologischen Schulen die von Alfred Adler politisch am nächsten und ging die größte Faszination zweifellos von Sigmund Freud aus, so landete sie, da man bei diesen beiden kein Universitätsstudium absolvieren konnte, schließlich bei der in einer breiteren Öffentlichkeit am wenigsten bekannten Schule: jener von Karl und Charlotte Bühler.

Jahodas Entscheidung für ein Psychologiestudium motiviert sie rückblickend damit, daß sie damals fest davon überzeugt war, eines Tages Erziehungsminister in einem sozialistischen Österreich zu sein — und dafür wäre ein Psychologiestudium wohl die beste Voraussetzung: *Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie überrascht ich war, als ich meine erste Vorlesung an der Universität hörte und Karl Bühler die Anatomie des Ohres erklärte, um die Sinneswahrnehmung zu besprechen. Das war nicht das, was ich erwartet hatte, aber ich lernte besser* (1986). Diese Episode illustriert anschaulich das institutionelle Arrangement, von dem man behaupten kann, daß es für die Herausbildung der Wiener Variante der Sozialforschung konstitutiv war. Das „Leben in zwei Welten“ (1987) — universitärer Wissenschaftsbetrieb

und sozialdemokratisches Milieu — war, trotz gelegentlicher Antagonismen und Mißdeutungen auf beiden Seiten, vereinbar, weil in beiden Sphären Bezugspersonen wirkten, die die jeweils andere Welt respektierten: Adler, Bühler und Freud waren Mitunterzeichner der berühmten „Kundgebung des geistigen Wien“, die anläßlich der bevorstehenden Nationalratswahl am 20. April 1927 in der *Arbeiter-Zeitung* veröffentlicht wurde. Adler und Bühler arbeiteten mit sozialdemokratischen oder von Sozialdemokraten verwalteten Einrichtungen, vor allem im Rahmen der Schulreformbestrebungen, eng zusammen. Auf der anderen Seite waren politische Repräsentanten der SDAP, allen voran Otto Bauer, den (Sozial-)Wissenschaften gegenüber nicht nur aufgeschlossen, sondern betrachteten sie und ihre Leistungen als Bestandteil jener Kultur, die in der sozialistischen Zukunftsgesellschaft einen herausragenden Platz einnehmen würde. Dieses mehrfach geschilderte und ausführlich analysierte geistige Leben Wiens der Zwischenkriegszeit versetzte junge sozialistische Sozialforscher in die Situation, eine optimale Synthese zwischen gewöhnlich separierten Lebenswelten zustande zu bringen.

Fragestellungen entstanden aus der Teilnahme an der sozialdemokratischen Bewegung, dort lernte man die „wirklichen Probleme“ hautnah kennen. Diese Involviertheit sicherte außerdem die für jede gelungene Sozialforschung unerläßliche *Vertrautheit* mit dem Untersuchungsfeld, Jahoda selbst war beispielsweise vor 1934 nicht nur Funktionärin in den sozialistischen Jugendorganisationen, sondern auch durch drei Jahre hindurch Arbeiterbibliothekarin im Wiener Karl-Marx-Hof, kannte also das proletarische Leben aus eigener Anschauung, lang ehe sie dieses zu erforschen begann. Seriöse Sozialforschung bedarf neben solcher Bedingungen aber auch der Distanzierung und *rationalen Kontrolle*. Diese wurden durch das Bühler-Institut hergestellt, wo obendrein eine Einbindung in die *internationale wissenschaftliche Diskussion* erfolgen konnte, was den Ausgleich zwischen lokalistischer Problemgenese und kosmopolitischem Theoriebezug förderte.

Die von Jahoda rückblickend in die Nähe der Orientierungslosigkeit gerückte theoretische Neugier ihrer Jugendjahre (1987) bewahrte sie vor einer frühzeitigen engen Bindung an eine der drei Psychologieschulen. (Die starke Bindung an den Austromarxismus scheint mir — im Vergleich — weniger eine Verpflichtung gegenüber einer Theorie gewesen zu sein, sondern eine vortheoretische Perspektivierung der Struktur des Objektbereiches und eine Vorannahme über die Richtung der zu suchenden Erklärungen.) Es wurde schon darauf hingewiesen, daß Jahoda sich in jungen Jahren der Adlerschen Individualpsychologie verpflichtet sah und an den damaligen Bemühungen um eine Synthese zwischen diesem Ansatz und dem Marxismus aktiv Anteil hatte. Auch die Psychoanalyse lernte Jahoda genauer kennen, ging sie doch 1932/33 bei Heinz Hartmann in die Analyse (1977). Ein Abwägen und Kontrastieren der konkurrierenden Ansätze fand in den Seminaren der Psychologen aber nicht statt. Jahoda berichtet, daß es unmöglich gewesen wäre, beispielsweise im Bühler-Seminar die Psychoanalyse zu verteidigen; andererseits berichtet sie davon, daß Otto Neurath sie während ihrer Tätigkeit in seinem Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum einlud, an einem Seminar teilzunehmen, in dem versucht wurde, „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ von Freud neo-positivistisch zu reformulieren (1981). An Möglichkeiten zur Diskussion fehlte es im sozialdemokratischen Milieu also nicht.

3.

Die wenigen Jahre, während denen in Österreich von äußeren Restriktionen unbehindert studiert und diskutiert werden konnte, nutzte Jahoda zur Entwicklung einer eigenständigen sozialpsychologischen Position. Drei Aufsätze, die sie während ihrer Studienzeit publizierte, illustrieren das. 1926 verteidigt die damals 19jährige Maturantin die Koedukation, nachdem sich das Wiener Jugendamt geweigert hatte, in jenem Jahr eine koedukativ geführte Ferienkolonie zu subventionieren. Jahoda zeigt sich davon überrascht, daß es überhaupt noch notwendig sei, sich mit solchen Fragen zu beschäftigen, wo doch „seit 1918 die Koedukation — freilich meist nur theoretisch — bereits in den Schulen eingeführt und dadurch zur fast selbstverständlichen Forderung jeder bürgerlichen Erziehung geworden“ sei. Der Hinweis auf die Bürgerlichen, die sich der Koedukation bereits geöffnet hätten, sollte wohl die Rück-

schriftlichkeit des Erlasses der sozialdemokratischen Kommunalverwaltung deutlich werden lassen. Auch die im folgenden angeführten Argumente für die Koedukation lesen sich wie Instruktionen für junge Sozialdemokraten, die genötigt sein könnten, ihren älteren Genossen den Vorzug der Koedukation zu erläutern. Daher führt Jahoda als erstes einen Gesichtspunkt an, der auf marxistische Grundüberzeugungen Bezug nimmt — sie begründet die Vorzüge der Koedukation „ökonomisch“: Diese Form der „Erziehung bedeutet für den jungen Menschen eine unerhörte Ersparnis an Seelenkräften, ein Vermeiden von Konflikten“. Auch der Hinweis auf die „Verschwendung von Menschenkraft“, die Jahoda im Gefolge der traditionellen Erziehung zu konstatieren vermeinte, sollte augenscheinlich der Prüderie der Genossen den argumentativen Wind aus den Segeln nehmen, indem an deren festgefügte Überzeugungen appelliert wurde, denn Verschwendung, gar solche von ökonomisch verstandenen Ressourcen, mußte einem Sozialdemokraten dieser Zeit wie ein säkulares Sakrileg erscheinen.

Nach diesem rhetorischen Einstieg konzentriert Jahoda sich auf die Unterscheidung zwischen überflüssigen und sinnvollen Konflikten. Traditionell erzogene Kinder müßten sich mühsam „die zweigeschlechtliche Menschenwelt erobern“. Ihre „bleichen Wangen und unruhigen Augen“ ließen erkennen, daß „14 Jahre genügt [hätten], ihnen das Natürlichste unatürlich erscheinen zu lassen“. Orientierungs- und erfahrungslos seien sie den Ansichten der Umwelt ausgeliefert, die ihnen weismachen wolle, „daß es sich dabei nur um Gräßliches und Gemeines handeln“ könne. Die Jugendlichen (Jahoda argumentiert, nebenbei bemerkt, so, als gäbe es nur männliche) suchen dann „Waffen für diesen Kampf im Dunkeln, wo sie nicht mehr unterscheiden können, ob sie Sauberes oder Unsauberes in Händen halten“. Dem koedukativ Erzogenen werde dagegen keineswegs die „Entdeckung des anderen Geschlechts“ vorenthalten, mache doch der traditionell Erzogene „ja nicht die Entdeckung der weiblichen oder männlichen Seele“, sondern, „um es kraß auszudrücken, die Entdeckung des Unterrocks“. Dieser „entsetzliche Kampf, aus dem nur sehr wenige ganz heil hervorgehen“, könne auch nicht unter Hinweis darauf eine Rechtfertigung finden, „daß Kämpfe der Jugend nützen“. Nicht jede Auseinandersetzung sei zu begrüßen, und die Kräfte könnten auch in jenen weniger aufreibenden Kraftproben gemessen werden, die sich auf die „wirklichen Probleme“ konzentrieren (1926). Worte, die Jahoda sechzig Jahre danach gebrauchen sollte, um ihre Auffassung von Sozialpsychologie zu illustrieren. Während ihrer Studienzeit muß es ihr wie eine Bestätigung ihrer frühen Ansichten erschienen sein, als sie bei Rudolf Carnap mit dem neopositivistischen Diktum der Vermeidung von Scheinproblemen bekannt wurde.

Wurde dieser erste Aufsatz noch vor Studienbeginn geschrieben, zeigt auch der im darauffolgenden Jahr erschienene nur marginal Spuren der universitären Psychologie. Aus dem Bericht über ihr Referat beim „Internationalen Kongreß sozialistischer Individualpsychologen“ — das Referat selbst ist nicht erhalten geblieben — ist allerdings eine Bezugnahme auf wissenschaftliche Fragestellungen bereits herauszulesen (1927). Die Individualpsychologie habe sich bislang noch wenig mit dem Problem des Berufs beschäftigt. Zwei Bereiche, wo dies systematisch möglich und geboten sei, behandelte Jahoda dann in einer „Problemübersicht“: Beratung bei der Berufswahl und bei der Berufsausübung, und sie setzt hinzu, daß „beides in sozialistischem Geist“ erfolgen müsse. Bei der Berufswahl stünde das Begabungsproblem im Vordergrund. Da es bislang keine bestätigenden Hinweise für einen Einfluß der Vererbung gebe, sei es gestattet, „das Nichtvorhandensein von Unbegabung zu postulieren“, obwohl darauf zu verweisen sei, daß „dieses Gebiet experimenteller Forschung... dringend der Bearbeitung“ bedürfe. Während sie von „psychotechnischen Eignungsprüfungen“ wenig Nutzen erwartet, weil deren „prognostischer Wert“ gering sei, müsse eine „planmäßige Berufserziehung“ in den „Lehr- und Erziehungsplan aller Schulen“ eingebaut werden. Voraussetzung dafür sei eine individualpsychologisch begründete Berufskunde, in deren Zentrum nicht die einzelnen Handgriffe des jeweiligen Berufes stehen dürften und deren soziale und psychologische Grundlagen erst erarbeitet werden müßten: „... eine entsprechende Beleuchtung der verschiedenen Berufsarten im Zusammenhang mit einer individualpsychologischen Typenlehre ist eine weitere Aufgabe zukünftiger Forschung.“ Im zweiten Teil beschäftigt Jahoda sich dann mit einem Thema, das sie in den folgenden Jahrzehnten regelmäßig wieder aufgreifen sollte: der Bindung an die Arbeit (1982). Im kapitalistischen Betrieb würde jede Form von Arbeitsfreude behindert und sei nur scheinbar, nämlich

unter Akzeptierung des „kapitalistischen Geistes“, herstellbar. Unter den gegebenen Bedingungen finde Arbeitsfreude ihren sozialen Ort nur „in der kollektiven Kampfarbeit gegen den Kapitalismus“. Das Proletariat sei auf sich selbst gestellt, weil arbeitswissenschaftliche Forschung gegenwärtig „unter dem Mantel objektiver Wissenschaft“ gefährliche Handlangerdienste für die Kapitalisten leiste.

An die zuletzt zitierte Indienstnahme von Wissenschaft knüpft Jahoda in ihrer nächsten Veröffentlichung, einer Auseinandersetzung mit einem jüngst erschienenen *Lehrbuch der Wirtschaftspsychologie*, an. Unter dem assoziationsreichen Titel „Kathederkapitalismus“ erscheint in *Arbeit und Wirtschaft* (1928) ihre Kritik an den Praktiken der „Dinta“, dem Deutschen Institut für technische Arbeitsschulung, das knapp zuvor auch die Alpine-Montan-Gesellschaft in Donawitz als Kunde gewonnen hatte. Für die Sozialdemokratie sei es notwendig, nicht nur die „Gewaltmittel... die die Unternehmerschaft überall anwendet“, zu beachten, auch die „friedlichen“ Wege verdienen unser höchstes Mißtrauen“. Sozialingenieure und Sozialsekretäre würden die „feinsten Methoden der modernen Erziehungs- und Seelenkunde“ erlernen, und die Werkschulen der Alpine wären ein neues Betätigungsfeld dieses „schmusenden Kapitalismus“. Ausführlich widmet Jahoda sich dann der kritischen Auseinandersetzung mit der Publikation eines „sogenannten Wissenschaftlers“, der sich den Unternehmern „zur Schützenhilfe“ angeboten habe.

Es zwingt geradezu, den Bericht folgendermaßen zu beginnen:

Name: Methoden der Wirtschaftspsychologie von Fritz Giese.

Geborn: aus dem Haß und dem Unverständnis gegenüber der Arbeiterbewegung.

Zuständig: nach jenen Kreisen des weiblickenden Unternehmertums, die jedes neue Mittel sofort in den Dienst des Kampfes gegen den Sozialismus stellen.

Delikt: unter dem Deckmantel der „objektiven“ Wissenschaft eine ausgepichte Sammlung von Anweisungen zur Bekämpfung von Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung sein.

Das Delikt, es sei vorweg zugegeben, ist sehr geschickt in Szene gesetzt. All die so interessanten Tatsachen der Wirtschaftspsychologie: Rationalisierung, Reklamepsychologie, Eignungsprüfung, Berufsberatung usw. sind vom kenntnisreichen Verfasser fleißig zusammengetragen worden. Nur vorsichtig und zwischendurch sind Meinungen untergebracht, in der Hoffnung, daß sie der Leser als Tatsachen unter Tatsachen hinnehmen wird. Und da heißt es dann:

„Im Wirtschaftsleben hat die rationelle Menschenbehandlung die Aufgabe, die Arbeitsmitglieder so zu beeinflussen, daß ihre Mentalität zweckentsprechend gestaltet und für die Prosperität des Unternehmens wie die nützliche Gesinnung der eigenen Person zubereitet wird. Religiöse, metaphysische oder philosophische Erwägungen stehen daher außerhalb des Interesses der Wirtschaft.“

Es ist, wie man sieht, gar nichts über den Sozialismus gesagt. Nur für einen ganz einfachen Schluß ist alles vorbereitet: Der Sozialismus stellt metaphysische und philosophische Erwägungen an, das widerspricht der Wissenschaft (Seite 124), also ist er abzulehnen. Wer den Geistesumfang eines durchschnittlichen Studenten kennt, der weiß, daß ihn das überzeugen wird. (1928)

Die Gefahren, die „dem Sozialismus von den Kathedern her drohen“, hält Jahoda für vergleichsweise gering, befürchtet aber, daß eine „ganze Generation von Studenten“ verhetzt und in ihrem Wissen beengt werden könnte, wenn Produkte eines solchen „Kathederkapitalismus“ Verbreitung fänden.

Diese frühen Arbeiten lassen das Selbstverständnis der angehenden Psychologin klar erkennen. Von dem anfänglichen pädagogischen Interesse der sozialistischen Mittelschulein über das Zwischenspiel der Individualpsychologie führt es zum politisch fundierten Interesse an Wirtschaftspsychologie. Neben diesen Akzent- und Interessenverschiebungen fällt aber vor allem die wechselseitige Verschränkung von Wissenschaft und Sozialismus auf, ohne daß von Jahoda der Terminus „wissenschaftlicher Sozialismus“ explizit verwendet würde. Der innerwissenschaftliche Diskurs besitzt für sie kein autonomes Recht, sondern ist eingebunden in politische Erwägungen, und daher erscheint ihr die von den Kathedern kommende Unterstützung des „schmusenden Kapitalismus“ zugleich wissenschaftlich angreifbar — weil Meinungen als Tatsachen ausgegeben würden — und politisch verdächtig, weil er ein „geistiges Zentrum für den Kampf gegen die freien Gewerkschaften“ darstelle. Als Ausdruck

der „großartigen Illusion“, von der Jahoda rückblickend mehrfach spricht (1979, 1981, 1987), kann es angesehen werden, wenn sie in den zwanziger Jahren dem kritisierten Wirtschaftspsychologen entgegenhält, daß er „überhaupt nichts [weiß] von der ganzen organisatorischen und geistigen Welt der Arbeiterbewegung, in deren Schoß sich die neue Zeit wirklich gestaltet“. Wissenschaft, Sozialpsychologie insbesondere, konnte nur partiell sein, sie half entweder dem auf sich selbst gestellten Proletariat oder sie bildete Sozialingenieure aus, die dessen Bekämpfung „unter dem Deckmantel der objektiven Wissenschaft“ zum Ziel hatten.

Die deutliche, fast deftige Sprache dieser frühen Aufsätze findet sich in den späteren wissenschaftlichen Publikationen nicht mehr — und ihr Wegfall kann im Zusammenhang mit der disziplinierenden Wirkung des Studiums beim Ehepaar Bühler gesehen werden. Der Stilwechsel sollte aber nicht dazu verleiten, anzunehmen, parallel zur szientifischen Bildung wären die politischen Überzeugungen aufgegeben worden.

Der zuletzt besprochene Aufsatz „Kathederkapitalismus“ kann — neben der Berücksichtigung im Kontext einer intellektuellen Biographie — herangezogen werden, um ein weitverbreitetes Bild der empirischen Sozialforschung dieser Jahre ein wenig zurechtzurücken. Gespeist wurde dieses Klischee vor allem aus den vielzitierten *Erinnerungen* von Lazarsfeld,³ worin er auch über die Gründung der Forschungsstelle berichtet. Demnach habe sich Lazarsfeld, der zeitweilige Ehemann Jahodas, um eine bessere Verankerung am Bühler-Institut bemüht und die Forschungsstelle gegründet, um diese Absicht finanzieren zu können. Er datiert diesen Entschluß auf das Jahr 1927 und legt die Interpretation nahe, daß die Namensgebung der Forschungsstelle *nur* aus dem instrumentellen Interesse, Finanzquellen zu erschließen, entsprungen sei. Historisch läßt sich eine derartig klare Abfolge nicht nachweisen, eher ist das Gegenteil zutreffend: Jahodas Auseinandersetzung mit der Wirtschaftspsychologie fand Jahre vor der formellen Gründung der Forschungsstelle, die erst 1931 erfolgte,⁴ statt und legt die Vermutung nahe, es habe in der Gruppe, der sie angehörte, zu dieser Zeit auch ein inhaltliches Interesse an diesem Thema bestanden.

Zusätzlich gewinnt diese Sicht Plausibilität durch den Hinweis auf die Stellung im Lebenszyklus jener jungen Sozialforscher: Ende der zwanziger Jahre waren sie der Jugendbewegung entwachsen und als junge Akademiker auf der Suche nach einem neuen wissenschaftlichen Untersuchungs- und politischen Betätigungsfeld. Sie wandten sich parallel zum eigenen Eintritt in die Erwachsenenphase Problemen dieser Personengruppe zu. Jahodas Biographie illustriert diese Statuspassage anschaulich: 1927 Heirat, 1928/29 Studienaufenthalt in Paris, im selben Jahr Abschluß der Volksschullehrerausbildung, 1930 Geburt ihrer Tochter Lotte, 1931 und im folgenden Jahr Beschäftigung in Otto Neuraths „Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum“, 1932 Promotion, 1933 bis Ende 1934 als Hilfslehrerin in verschiedenen Wiener Volksschulen. Während dieser Jahre wohnte die junge Familie im Karl-Marx-Hof, wo Jahoda politisch in der Arbeiterbibliothek engagiert war, und von Ende 1931 bis März 1933 arbeitete das Forscherpaar Jahoda und Lazarsfeld an jener Studie mit, die zum Aushängeschild der „Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“ werden sollte: *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Diese Untersuchung hätte den Beginn einer fruchtbaren Entwicklung der empirischen Sozialforschung in Österreich einleiten können, wären nicht die politischen Ereignisse der Jahre 1933 und 1934 dazwischengekommen.

4.

Marienthal soll hier nicht hinsichtlich der darin enthaltenen sozialwissenschaftlichen Befunde besprochen werden. Ich beschränke mich vielmehr darauf, zu einigen Aspekten Bemerkungen anzubringen, die in der bisherigen Rezeption wenig Beachtung fanden. In einem Fall wohl auch, weil das Buch zumeist nach einer der Neuauflagen zitiert wird, die jedoch einige Abweichungen vom Original aufweisen. Während die Neuauflagen als Autoren Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel (1960) anführen, weist das Original im strengen Sinn keine Autoren aus. Am Titelblatt heißt es nur „Bearbeitet und herausgegeben von der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“, und erschienen ist der „soziographische Versuch“ als fünfter Band der von Karl Bühler herausgegebenen Reihe *Psychologische Monographien*. Hinweise auf die Personen, die hinter der damals weithin unbe-

kannten Forschungsstelle stehen, findet man erst im Vorwort und in der Einleitung. Ersteres ist von Jahoda und Hans Zeisel, letztere von Paul Lazarsfeld unterzeichnet. Im Vorwort finden außerdem sieben Feldmitarbeiter, von denen Lotte Danziger⁵ besonders hervorgehoben wird, und vier Ärzte, die in Marienthal Sprechstunden abgehalten haben, Erwähnung. Am Ende dieses Vorworts heißt es dann: *Da der Text, wie er hier vorliegt, immer wieder umgearbeitet wurde, läßt sich der Anteil der Autoren und des Herausgebers an ihm nicht trennen, denn Herr Dr. Paul Lazarsfeld, bei dem die Gesamtleitung der Untersuchung lag, hat auch die Anordnung und Formulierung der Ergebnisse dauernd beraten.*⁶ Die Frage der Autorenschaft wird nicht angeschnitten, um ein halbes Jahrhundert danach in einem Urheberstreit einzutreten, sondern um zu unterstreichen, daß *Marienthal* in der Erstauflage ausdrücklich als Kollektivarbeit firmierte, was die zeitgenössische Rezeption beeinflussen sollte. Das Zurücktreten der Beteiligten hinter den „Firmennamen“ verweist nachdrücklich auf den geringen Wert, den damals Erwägungen individuellen Reputationserwerbes gespielt haben. Andererseits ist zu bedenken, daß dieses Buch in einer von Karl Bühler betreuten wissenschaftlichen Reihe erschien und nicht in einem politisch ausgewiesenen Verlag, sodaß man wohl nicht fehl geht in der Annahme, die Forschungsstelle wollte mit *Marienthal* in der akademischen Welt reüssieren, so wie sie mit ihren Markterhebungen bei der Unternehmerwelt auf Zustimmung gestoßen war. Diese Entscheidung — sofern es eine war (es existieren keine zeitgenössischen Aufzeichnungen, in denen diese Frage erörtert wurde) — hatte eine in Grenzen vorhersehbare und eine nicht vorhersehbare Konsequenz: Wäre *Marienthal* in einem politisch exponiertem deutschen Verlag zur Veröffentlichung vorgesehen gewesen, wäre das Buch vermutlich nie auf den Markt gekommen, als Produkt eines wissenschaftlichen Verlages konnte es in den Anfangsphasen des totalen Staates wenigstens noch ausgeliefert werden.⁷ Die Verlagsplatzierung wirkte sich andererseits auf die Aufnahme in der wissenschaftlichen Fachwelt positiv aus.

In den ersten beiden Jahren nach dem Erscheinen wurde es immerhin neunmal besprochen (bzw. konnte ich bislang so viele Rezensionen finden) und davon nur ein einziges Mal in einem als politisch zu qualifizierenden Organ: In *Arbeit und Wirtschaft* schrieb Käthe Leichter ausführlich und sehr positiv über die Studie. Alle anderen Rezensionen finden sich in Fachzeitschriften soziologischer, psychologischer oder nationalökonomischer Provenienz, darunter drei fremdsprachige (italienisch, niederländisch und amerikanisch).

Auffällenderweise werden nur in einer dieser Besprechungen Personen als Verfasser angeführt, während ansonsten die „Forschungsstelle“ in der bibliographischen Notiz als „Bearbeiter“ und „Herausgeber“ aufscheint. Zwei Besprechungen erwähnen Jahoda und Zeisel im Text als Autoren. Das Prestige des Mentors Karl Bühler schlägt sich dagegen deutlicher nieder, zumeist (sechsmal) findet sich nämlich nicht nur der Hinweis auf die Reihe, sondern auch der Name ihres Herausgebers (fünfmal).

Dieser Hinweis auf das Erscheinungsbild (die Aufmachung) und die Aufnahme von *Marienthal* gibt jedenfalls keinen Anlaß anzunehmen, die drei Autoren, die die Neuauflagen nennen, wären damals durch dieses Werk in der wissenschaftlichen Welt bekannt geworden. Charakteristisch, wie Leopold von Wiese in seiner weitgehend wohlwollenden Besprechung mit dem Autorenproblem zu Rande gekommen ist: eine „Kollektivarbeit von Wiener Männern und Frauen ... die offenbar dem Kreise Karl und Charlotte Bühlers nahestehen“.⁸

Sofern sich die jungen Sozialpsychologen damals überhaupt individuell einen Namen machen wollten, erfolgte das über Einzelbeiträge, die im Fall von Jahoda in engem thematischem und zitatorischem Zusammenhang mit *Marienthal* standen.⁹

Eine breitere Rezeption des Buches fand trotzdem nicht statt, konnte nicht stattfinden, weil *Marienthal* nach der Machtübernahme der NSDAP erschien. Eine Besprechung spiegelt diese politische Veränderung deutlich wider: Im „Nichtamtlichen Teil“ des *Reichsarbeitsblattes* besprach ein Autor (der zur selben Zeit in einer neu geschaffenen Reihe, *Die Sozialgesetzgebung des neuen Staates*, eine Schrift mit dem Titel *Der Entscheidungskampf gegen die Arbeitslosigkeit* veröffentlicht hatte, die zur Hälfte aus dem Wiederabdruck der ersten NS-Gesetze zur Verminderung der Arbeitslosigkeit bestand) *Marienthal* recht freundlich, unterließ aber — ganz gegen die Usancen dieses Organs — die Nennung des Herausgebers der Psychologischen Monographien, die er sehr wohl bibliographierte: der Ehemann einer Jüdin war nicht mehr zitationsfähig.

Im Anschluß daran muß der Frage nachgegangen werden, warum einem pronazistischen Rezensenten die politische Haltung der Autoren von *Marienthal* entgehen konnte? Liest man das Buch unter diesem Blickwinkel noch einmal, fällt der betont apolitische *Stil* der Veröffentlichung auf. Sowohl in den frühen, weiter oben besprochenen Arbeiten Jahodas wie in ihren (und von Lazarfeld) in dieser Zeit verfaßten Werken ist dagegen ihre politische Position deutlicher exponiert. Man könnte den apolitischen Stil von *Marienthal* (es sei ausdrücklich betont, daß hier nur von der Ausdrucksweise, nicht aber von den inhaltlichen, politisch bedeutsamen Aussagen die Rede ist) darauf zurückführen, daß das Buch in der von Bühler edierten Reihe erschienen ist, und mutmaßen, daß der Lehrer — ausdrücklich oder imaginiert — mäßigend Einfluß genommen hat. Doch mir scheint eine andere Interpretation plausibler: Das Vorwort von Jahoda und Zeisel ist mit „März 1933“ datiert, und sofern es sich dabei nicht um eine Fehldatierung handelt, wofür es keine Indizien gibt, heißt das, daß das Manuskript nicht ganz zwei Monate nach der Machtergreifung der Nazis fertiggestellt wurde. Unter Zugrundelegung des damaligen Erwartungshorizonts hinsichtlich der Dauer der noch nicht konsolidierten NS-Herrschaft — im März 1933 waren die deutschen Parteien und Gewerkschaften noch nicht verboten — lag es für Sozialisten, die ein wissenschaftliches Buch im Deutschen Reich veröffentlichen wollten, nahe, explizite politische Deklarationen zu unterlassen. Damit wird nicht behauptet, die Autoren wären leise getreten oder hätten sich auch nur in die Nähe des Opportunismus begeben, wohl aber kann am Text des Buches gezeigt werden, daß versucht wurde, die politische Position der Autoren unkenntlich zu machen, eine politisch neutrale Sprache zu verwenden und Begriffe, Symbole, Namen und Floskeln, die politisch eindeutig gewesen wären, zu vermeiden. In der von Lazarfeld gezeichneten Einleitung heißt es (wenig glaubwürdig), der Forschergruppe hätten „Mitarbeiter aller politischer Richtungen“ angehört, wodurch die Kontaktnahme zu den „politischen Vereinen Marienthals“ erleichtert worden wäre. Die Schilderung der politischen Verhältnisse des Dorfes weist eine analoge Vorsicht auf. Die erdrückende sozialdemokratische Dominanz — die SDAP besaß eine 80prozentige Mehrheit im Gemeinderat — wird in verschiedenen Passagen eher heruntergespielt, so beispielsweise, wenn sozialdemokratische Vorfeldorganisationen politisch nicht immer identifiziert werden, wenn das sozialdemokratische *Kleine Blatt* als Zeitung, die „dieselbe politische Richtung hat“, vorgestellt wird oder die Verwendung des Plurals („die politischen Organisationen“) den Eindruck vermitteln könnte, es würde damit ein (partei-)politischer Pluralismus berichtet, wo in Wahrheit über die Unzahl von sozialdemokratischen Organisationen gesprochen wird. Festzuhalten bleibt, daß jeweils an einer Stelle die politische Zuordnung nachgelesen werden kann, doch mir scheint, daß für diese Sparsamkeit nicht nur stilistische Gründe ausschlaggebend waren.

Ähnlich vorsichtig sind die wenigen Bezugnahmen auf die neue nationalsozialistische Partei: Zwar wird berichtet, daß die (einzigen) beiden deutschnationalen Vereine „allmählich in die erst kürzlich gegründete nationalsozialistische Gruppe übergegangen“) seien; an anderer Stelle wird vom Wechsel der Deutschnationalen zu den Nazis gesagt, man könne „vorweg“ nicht beurteilen, ob damit der bisherigen „Tendenz zur Milderung der (politischen) Gegensätze“ entgegengetreten werden würde. Handelt es sich soweit noch um stilistische Fragen, überrascht eine inhaltliche Aussage an anderer Stelle. Im Anschluß an den Bericht darüber, daß „politische Funktionäre aller Richtungen einstimmig festgestellt“ hätten, die politisch bedingten Feindseligkeiten seien seit Beginn der Arbeitslosigkeit geringer geworden, heißt es dann: „Diese Tatsache, die in seltsamem Widerspruch steht zu allem, was im Augenblick im Deutschen Reich vorgeht, ist wohl darauf zurückzuführen, daß in dem kleinen Marienthal alle Menschen, ohne Rücksicht der Parteizugehörigkeit, das gleiche Schicksal zu ertragen haben. Allerdings muß bei der ganzen folgenden Darstellung die Möglichkeit im Auge behalten werden, daß immer auch nationale Eigentümlichkeiten der Österreicher mitspielen, die zum Beispiel in Norddeutschland anders sein und dann auch zu anderen Wendungen führen könnten.“

Nach allem, was wir über die politischen und Klassengegensätze am Ende der demokratischen Ansichten der Autoren wissen, überrascht diese Bezugnahme auf einen als friedlich erachteten Nationalcharakter der Österreicher.

Das Fehlen einer expliziten politisch-soziologischen Analyse in *Marienthal* scheint mir

eher auf die kontextuellen Faktoren während der Schlußredaktion des Textes zurückzuführen zu sein, als auf irgendeinen anderen Umstand. Als Sozialisten hätte die Autoren beispielsweise der Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Stärke des „Republikanischen Schutzbundes“ (daß es diese Organisation in Marienthal gab, wird berichtet) interessieren müssen. Im Abschnitt „Die müde Gemeinschaft“ werden zwar die Veränderungen der Mitgliedschaft fast aller Vereine berichtet, der politisch relevante Schutzbund findet dabei aber keine Erwähnung. Die in dieser Zeit politisch (auch innerhalb der Sozialdemokratischen Partei) kontroverse Beurteilung der Möglichkeiten des Schutzbundes wie die der weiteren Entwicklung der politischen Verhältnisse in Österreich finden nur verklausuliert Eingang in den Text: so gegen Ende des Berichts, wo die Frage aufgeworfen wird, wie „die Dinge nun tatsächlich weitergehen“ werden. Diese Passage ist in zweifacher Hinsicht von Interesse. Zum einen stellt sie die fragile Brücke zum Referat jener Befunde her, die mit den Hauptthesen von *Marienthal* nicht immer kongruent sind: die Lebensgeschichten, die nahelegen, daß manche Variation der aktuellen „Haltung“ eher auf Unterschiede in der davorliegenden Biographie denn auf den unmittelbaren Einfluß der Arbeitslosigkeit zurückgeführt werden müßte. Lebensgeschichte wird von den Autoren allerdings nur in einem der möglichen weiteren Verläufe der Entwicklung für bedeutsam erachtet: für den Fall, daß „sich die Schicksalsverbundenheit der Marienthaler Bevölkerung eines Tages löst und jeder sich seinen eigenen Rettungsversuchen anvertraut“. Dann wird „eine Frage wichtig“: „Wie beeinflußt das Lebensschicksal des einzelnen seine Widerstandskraft während der Arbeitslosigkeit?“

Die beiden anderen Szenarien werden mit weniger Worten abgehandelt: Ausdrücklich wird für möglich gehalten, daß bei „steigender Not Kräfte entstehen, die zu ganz neuen Erscheinungen führen“ könnten; darüber könne aber „der Sache nach“, also inhaltlich, keine Prognose gemacht werden. Woran die Autoren dachten, kann man den in Klammern beigefügten Hinweisen entnehmen: „Revolte, Wanderungen“. Doch während für die Migrationsvariante im restlichen Text Anhaltspunkte zu finden sind, die die Realmöglichkeit dieses Szenarios unterstreichen, finden sich, wie gesagt, für die „Revolte“ im Text selbst keine Indizien.

Implizit enthält diese Passage noch eine dritte „Zukunft“, da die *ceteris paribus*-Formel ausdrücklich in Erinnerung gerufen wird — „wenn in der äußeren Situation keine unerwarteten Veränderungen eintreten“. Es scheint mir nicht überzogen zu sein, die Berufung auf das *ceteris paribus* genau an dieser Stelle als drittes Szenario, dessen Epizentrum allerdings außerhalb Marienthals liegen würde, anzusehen, sozusagen als das exogene Pendant zur „Revolte“: Zwar spricht aktuell alles gegen eine politisch zufriedenstellende Möglichkeit der Überwindung der durch die Arbeitslosigkeit hervorgerufenen Resignation, aber es könnte sein, daß sie wegen der weiter ansteigenden Not in Marienthal überwunden wird, oder es könnte im politischen und gesellschaftlichen Kräfteverhältnis Österreichs noch eine fundamentale Wende eintreten. Beide Szenarien liegen aber jenseits eines soziographischen Versuchs. Angesichts des generell vorsichtigen Stils, in dem *Marienthal* geschrieben wurde, kann diese Lesart des politischen (Erwartungs-)Horizonts (der Autoren) nur virtuellen Status besitzen.

5.

Wenige Monate nach dem Erscheinen von *Marienthal* wird die sozialdemokratische Bewegung, das für die intellektuelle Entwicklung Jahodas so entscheidende Umfeld, zerstört. Sie selbst ist peripher in die Kämpfe im Februar 1934 involviert und beteiligt sich danach an den Aktivitäten der illegalen Partei, wird später Mitarbeiterin des inneren Zirkels der illegalen Partei, wo sie durch drei Jahre hindurch eine wichtige Funktion ausübt. Ihre bürgerliche Existenz erfährt parallel dazu eine Veränderung: Die junge Sozialistin wird aus dem Schuldienst entlassen und übernimmt nach dem Weggang Lazarfelds in die USA 1933 und dem Ausscheiden des Rechtsanwalts Hans Zeisel aus der Forschungsstelle deren Leitung, anfangs gemeinsam mit Gertrud Wagner, später, nach deren Emigration, als alleinige wissenschaftliche Leiterin. Die Forschungsstelle blieb im Ständestaat lange Zeit unbehelligt.

um ihre Vitalität war es aber aus finanziellen Gründen nicht zum Besten bestellt. Einer der wenigen potenten Auftraggeber war das emigrierte Frankfurter Institut für Sozialforschung, für dessen *Studien über Autorität und Familie* Mitarbeiter der Forschungsstelle Erhebungs- und Auswertungsarbeiten durchführten. Lazarsfeld analysierte, schon in den USA, die Fragebögen der von Käthe Leichter in der Schweiz gemachten Jugendlicherhebung und begann eine Familienuntersuchung. Deren europäische Parallelstudie sollte unter der Leitung von Jahoda und unter Mitarbeit der wieder in Wien lebenden Käthe Leichter in Österreich durchgeführt werden.¹⁰

Dazu kam es nicht mehr, weil Jahoda am 27. November 1936 aufgrund einer Denunziation verhaftet wurde. Ihr wurde vorgeworfen, die Forschungsstelle als Deckadresse für die revolutionären Sozialisten verwendet zu haben. Tatsächlich war Jahoda im sogenannten „technischen Apparat“ aktiv: Sie besorgte für Joseph Buttinger, den damaligen Leiter der Inlandspartei, Wohnungen, arrangierte Treffs, leitete Post weiter und verwahrte Aufzeichnungen des Zentralkomitees.

Eine ziemlich genaue Vorstellung von ihrer illegalen Arbeit gewinnt man aus einem von ihr pseudonym für den *Kampf* geschriebenen Artikel über „Die Intellektuellen und die revolutionäre Bewegung“ (1937). Darin setzt sie sich mit dem problematischen Verhältnis der geistigen Arbeiter zur Arbeiterbewegung auseinander und plädiert für eine Selbstbeurteilung der Intellektuellen. Deren Redegewandtheit, ihr Wissen und die formale Schulung führten nur zu leicht zu einer hochmütigen Haltung gegenüber den Arbeitern. Studiert zu haben sei aber noch keineswegs ein *Befähigungsnachweis für einen politischen Führer. Nicht einmal die noch so große Kenntnis von Sozialwissenschaften hilft hier etwas. Mögen unsere Genossen Nationalökonomien und Soziologen zeigen, ob sie die Lehren von Marx und Engels weiterbilden können, ob sie instande sind, die heutige Gesellschaft zum Nutzen der Bewegung zu studieren. Auch mit dieser gewiß überaus wichtigen Tätigkeit haben sie der Politik erst ein Hilfsmittel geliefert und noch nicht Politik gemacht.* Jahoda schließt aus dieser Analyse, daß in der illegalen Kaderpartei, „vom kräfteökonomischen Standpunkt“ — man erinnere sich, daß sie diese Denkschrift schon in ihrem ersten Artikel zur Verteidigung der Koedukation gebraucht hatte — Intellektuelle für zwei Aufgaben besonders geeignet sind: für technische Arbeit und für die Schulung. Die folgende Beschreibung der Arbeit der Intellektuellen im technischen Apparat darf wohl auch als ein Stück Selbstbeschreibung, als Teil der ungeschriebenen Autobiographie gelesen werden: *Welche Qualitäten hat der Intellektuelle für den technischen Apparat? Die wichtigste: eine bessere Turnungsmöglichkeit als die Arbeiter. Kleidung und Benehmen machen ihn der Polizei nicht von vornherein verdächtig. Zweitens besitzt er eine größere Möglichkeit, nützliche, unbelastete Menschen aufzusuchen. So wenig es vielleicht auch unsere überlasteten Wohnungserfinder glauben wollen, es gibt diesen Menschenschlag in Österreich noch immer in großer Zahl. Man muß nur Mühe darauf verwenden, sie zu finden. Der Intellektuelle, der einen größeren Bekanntenkreis hat als der Arbeiter, vor allem einen mit größeren Wohnungen, muß dieses Problem leichter bewältigen. Außerdem sind seine räumlichen und psychischen Beziehungen zum Telefon weitaus besser als die der Arbeiterschaft. Er ist also leicht erreichbar und daher als zentraler Verbindungsmann besonders zu empfehlen: dazu kommt, daß für ihn das Überschreiten der Wohnbezirksgrenze eine große Selbstverständlichkeit ist. Schreibmaschinen und Abziehapparate stehen ihm eher zur Verfügung, und man sieht ihn nicht sofort als verdächtig an, wenn er eine größere Menge Papier anschafft. Natürlich kann das alles auch jeder Arbeiter machen; das ist heute die Regel. Aber es ist eine schlechte Regel. Denn Genossen, die unter der Arbeiterschaft eine Kaderfunktion auszuüben haben, müssen vor der Gefahr bewahrt bleiben, im Technischen unterzugehen. Sie sollen Zeit und Muße haben, soweit diese Begriffe in der Illegalität Sinn haben, ihrer Aufgabe gerecht zu werden und sich für sie zu schulen. Der Intellektuelle kann sie im Technischen mit einem weit kleineren Müheaufwand, als es den Arbeiter kostet, entlasten. Er leistet dem Arbeiter also technische Hilfe, damit dieser frei sei für seine politische Funktion.* (1937)

Jahoda hatte ihre Lektion in illegaler Arbeit gelernt. Bei den Verhören durch die Polizei gestand sie nur, was ihr nachgewiesen worden war, und führte die Vernehmer nicht nur einmal an der Nase herum. Diese, davon überzeugt, die Zentrale des „Informationsdienstes der Revolutionären Sozialisten“ ausgehoben zu haben,¹¹ standen obendrein vor dem

Problem, aus dem beschlagnahmten Material klug zu werden. Zwar ist dieses selbst nicht erhalten geblieben, anhand der Protokolle und Akten gewinnt man trotzdem ein recht facettenreiches Bild. Es ist amüsant zu sehen, welche Schwierigkeiten die Polizisten hatten, zwischen dem wissenschaftlichen und möglicherweise darunter befindlichen illegalen Material zu unterscheiden.

In der ersten Anzeige der Polizei an die Staatsanwaltschaft¹² heißt es beispielsweise: *Bei der sohin auch im Unterstande der Dr. Maria Jahoda-Lazarsfeld vorgenommenen Hausdurchsuchung wurden Aufzeichnungen über die politische Struktur der Betriebsarbeiterschaft in Wien, einzelne Berichte über die Durchführung der illegalen Weisungen anlässlich der Vertrauensmännerwahlen in den Betrieben, und eine Anzahl verschiedener von Rechercheuren gelieferter Berichte über die Einstellung gewisser Bevölkerungskreise zum Sozialismus und zum Kommunismus, sowie diverse sonstige Schriftstücke bedenklichen Inhaltes, darunter auch mehrere von Dr. Paul Lazarsfeld aus Newark, USA, an seine getrennte Gattin Dr. Maria Jahoda-Lazarsfeld gerichtete Briefe, gefunden und beschlagnahmt.*

Eine Mappe mit der Aufschrift „Denkgewohnheiten“ zog die Aufmerksamkeit der Polizei besonders auf sich, fanden sich darin doch „stenographische Vormerkungen“ zu folgenden „staatsgefährdenden“ Themen: „Was ist Soz., Was bringt dieser Zustand, Wie Soz. geworden.“ Jahoda wurde mehrfach zu diesen Aufzeichnungen vernommen. Sie erklärte, daß es sich bei diesen Papieren um Vorstudien zu einer neuen wissenschaftlichen Arbeit, die sich mit „Denkgewohnheiten“ beschäftigen werde, handle. Anlässlich eines Aufenthalts in Paris zum Jahreswechsel 1935/36 habe sie mit Professor Max Horkheimer, der sie wegen der Marienthal-Studie kontaktiert hätte, dieses Thema abgesprochen, und Horkheimer — dessen politische Einstellung ihr nicht bekannt sei — habe sie ermuntert, die geplante Arbeit „auf breiterer Basis“ fortzusetzen. Es ginge dabei darum, „daß Menschen von Begriffen, die sie einmal, sei es auch in der Jugend, gebildet haben, auch in späterer Zeit nicht abweichen“. Von Horkheimer sei der Vorschlag gekommen, zu untersuchen, „ob äußere Ereignisse, insbesondere politischer Natur, die Denkgewohnheiten der Menschen beeinflussen“. Sie habe ihm entgegengehalten, daß unter den gegebenen politischen Verhältnissen in Österreich diese Arbeit nicht in Angriff genommen werden könne, sich aber schließlich überzeugen lassen, es doch zu versuchen. Horkheimer habe gemeint, wenn sie sich nur die „entsprechende Zeit“ lasse und „kleinweise“ Material sammle, müsse eine Fertigstellung möglich sein. „Da mir Professor Dr. Horkheimer keine bestimmte Frist zur Vollendung der Arbeit stellte, erklärte ich mich hiezu bereit.“ Nach ihrer Rückkehr aus Paris habe sie mit der Sammlung des nötigen Materials begonnen. Zuerst arbeitete Jahoda die Ergebnisse der letzten Volks- und Betriebszählung durch und anschließend wandte sie sich an „Bekannte, von denen ich wußte, daß sie ihre politischen Ansichten geändert hatten und suchte zu ermitteln, welcher äußere Einfluß sie zu dieser Änderung brachte und wann dieser eingetreten ist“. Beispielsweise sei ihre Mutter vor dem Weltkrieg monarchistisch eingestellt gewesen und unter dem Eindruck des Krieges zur Pazifistin geworden. Jahoda habe sich schließlich entschlossen, die Arbeiterschaft als Untersuchungsobjekt zu wählen, weil man „auf diesem Wege am besten großes und kontrollierbares statistisches Material erhalten“ könne. Sie hätte in der Folge Personen, die sie von ihrer früheren Tätigkeit in der Sozialdemokratischen Partei gekannt habe, gebeten, ihr diesbezügliches Material zu überlassen.

Verschiedenste Aufstellungen, die Jahoda vorgehalten wurden — über den Anteil der offiziellen Einheitsgewerkschaft in einzelnen Arbeiter- und Angestelltengruppen Wiens, über die Ergebnisse der Betriebsratswahlen in den Saurer- und Hammerbrotwerken, Aufzeichnungen über die Anhängerschaft der (illegalen) Freien Gewerkschaften und anderes mehr hätten allein diesem Forschungsvorhaben dienen sollen. „Ich bestreite auf das unterschiedenste“, diktierte Jahoda ins Protokoll, „daß ich von den mir zugegangenen Berichten irgendeinen illegalen Gebrauch gemacht habe.“

Die Polizei war nicht geneigt, Jahodas Darstellung Glauben zu schenken, und so war sie genötigt, bei weiteren Verhören detaillierter über das Design der geplanten Untersuchung zu berichten. Sie habe den Sozialismus als Gegenstand gewählt, weil das „ein Begriff ist, von dem die Leute bereits in ihrer frühen Jugend hören, und weil ich der Meinung war, daß dann die Leute später weniger darüber nachdenken“. Sie wollte herausfinden, ob das Denken

auch durch andere als intellektuelle Faktoren beeinflusst werde, und nur darum hätte sie „Personen meines Bekanntenkreises, Verwandte, Freunde und Studenten“ mit folgenden Fragen behelligt: „Was ist Sozialismus?“, „Was erwarten Sie sich vom Sozialismus?“ und „Wie sind Sie zum Sozialismus gekommen?“ Durch eine Kombination von „Einzelanalyse und statistischen Erhebungen“ sollte das Ziel der Studie erreicht werden, und dazu hätten die diversen Aufzeichnungen über politische Stärkeverhältnisse gedient. Im Zuge dieser Erweiterung der Untersuchung hätte sie dann ein „Schema“ entwickelt, das zur einheitlichen Erfassung der „Stärke aller Organisationen, einschließlich der illegalen“, hätte dienen sollen. Als ihr vorgehalten wurde, die Berichte, die bei ihr beschlagnahmt wurden, ließen wegen „ihrer tendenziösen Abfassung klar erkennen, daß es sich nicht um objektive Feststellungen handelt“, erklärte Jahoda, sie hätte die Berichte „nehmen müssen, wie ich sie bekommen habe. Nachdem in den einzelnen Mitteilungen zuviel Stimmungsberichte enthalten waren, habe ich dann einen allgemeinen Fragebogen ausgearbeitet“. Ein Zettel, auf dem „Z.K.“ stehe, sei eines jener für ihre Arbeit wertlosen Papiere, die sie irrtümlich aufgehoben habe. „Wenn ich gesehen hätte, daß darauf Z.K. (Zentralkomitee) steht, hätte ich bestimmt den Kopf abgeschnitten“, — und ein anderes Papier, auf dem stenographisch vermerkt war, daß der „Schutzbund die einzige Macht sei, die den Generalstreik organisieren könne“, komme schon deshalb nicht als von ihr verfaßt in Betracht, weil diese Behauptung ihrer „politischen Überzeugung nach vollkommen unrichtig“ sei.

Marie Jahoda blieb auch bei allen weiteren Einvernahmen und bei der Gerichtsverhandlung ihrer Linie treu: Sie habe für einen ihr bekannten Mann, dessen Namen sie nicht bekanntgeben wolle, Briefe empfangen, diese aber nicht geöffnet. Auf seinen Wunsch hin hätte sie auch ein Banksafe gemietet und für ihn dort Papiere aufbewahrt.

Der Verschwiegene war Joseph Buttinger.

Jahoda wird im Juli 1937 zu drei Monaten Kerker verurteilt. Schon während der Anhalte- und der folgenden Untersuchungshaft wurde zugunsten der Inhaftierten interveniert. Während ein Gnadengesuch ihrer Mutter abgelehnt wurde, zeitigten Interventionen aus dem Ausland stärkere Wirkung. Das Außenministerium berichtete dem Justizministerium, daß „seit einigen Monaten wiederholt Eingaben linksgerichteter ausländischer Organisationen ... zugegangen“ wären. Sogar der „Herr Staatssekretär für die Auswärtigen Angelegenheiten“ sei bei Besuchen in London und Paris mit dem Fall konfrontiert worden. Das „von anscheinend ziemlich weiten, wenn auch linksgerichteten und daher Österreich wenig günstig eingestellten Kreisen wiederholt bekundete Interesse an diesem Straffall“ irritierte die zuständigen Stellen, umso mehr, als es nicht auf linke Kreise beschränkt blieb. Knapp vor dem Prozeß wandte sich auch der katholische Soziallehrer Johannes Messner, damals Professor an der Katholischen Fakultät der Wiener Universität, an den Justizminister und bat ihn, ein beigelegtes Schreiben des Sekretärs der „Catholic Social Guild“ aus Oxford prüfen zu wollen. Diesem Brief ist zu entnehmen, daß das „Londoner Soziologie-Institut“, eine „wichtige Organisation für Sozialstudien“, an den österreichischen Kanzler und den Gesandten in London herangetreten war und um „Milderung des Urteils“ ersucht habe, weil Jahodas „psychologische Forschungsarbeit, für die viele, besonders in England und Amerika, sehr viel Interesse haben und weshalb das Soziologie-Institut ihr eine Forschungsstelle angeboten hat“.¹³

Die österreichischen Stellen gaben schließlich nach und entließen Jahoda aus der Haft, allerdings mit der strikten Auflage, das Land umgehend zu verlassen.

6.

Als Dreißigjährige verließ Jahoda Ende Juli 1937 Österreich Richtung Großbritannien. Die in Aussicht gestellte Anstellung entpuppte sich zwar als ein Versprechen, das nur für den Interventionszweck gegeben worden war. Jahoda fand dennoch bald eine ihren fachlichen Fähigkeiten entsprechende Tätigkeit, was vor allem darauf zurückzuführen sein dürfte, daß sie vor der großen Emigrationswelle des März 1938 in London eintraf und daß ihr wissenschaftlicher Ruf in der Zwischenzeit gewachsen war. Ihre erste wissenschaftliche Arbeit war eine Nachfolgestudie zu *Marienthal*: In Südwales untersuchte sie die Wirkungen eines von Quäkern initiierten Selbsthilfeprogramms für Arbeitslose; eine Initiative, die jenen

den Bezug von Waren zum Selbstkostenpreis gewährte, die am Programm mitarbeiteten. Das Recht, die staatliche Arbeitslosenunterstützung zu beziehen, blieb unangetastet. Jahodas Erhebung kam zum Ergebnis, daß die Mitglieder des Programms, entgegen der Erwartung der philanthropischen Initiatoren, das Selbsthilfeprojekt nicht als Gelegenheit zu sinnvoller, autonom bestimmter Betätigung auffaßten, die von den Zwängen der gewöhnlichen industriellen Arbeit frei sei, sondern Gewohnheiten und Einstellungen, die sie in ihrem bisherigen Arbeitsleben eingeübt und erworben hatten, auf die neue Situation übertragen. Die Bindung an die Arbeit und die Arbeitsanreize erfuhren unter den Bedingungen einer neuen Arbeitsorganisation keine prinzipielle Modifikation. Die Arbeit im Selbsthilfeprogramm erschien den Beschäftigten keine „wirkliche“ Arbeit zu sein (1938). Dieses Resümee war für den Leiter der Quäkerorganisation niederschmetternd und sein Lebenswerk zerstörend. Da Jahoda sich ihm persönlich verpflichtet sah — Lord Forrester hatte nach dem Anschluß selbstlos mitgewirkt, Jahodas Mutter zur Emigration zu verhelfen —, verzichtete sie auf eine Veröffentlichung des Manuskripts.¹⁴

Die Entscheidung gegen die „publish or perish“-Maxime ist angesichts der Tatsache, daß sie von einer jungen, eben immigrierten Sozialforscherin getroffen wurde, besonders bemerkenswert. Für eine Exilantin oder Immigrantin, die vorübergehend oder ständig in einer unvertrauten und unbekanntem Wissenschaftskultur versuchen mußte, Fuß zu fassen, wäre eine in der Nationalsprache publizierte Arbeit eine willkommene Referenz gewesen (1981a). Die erste Exilpublikation datiert daher erst aus 1942 und behandelt in loser Anknüpfung an die nichtpublizierte Arbeit über das Selbsthilfeprojekt die Frage der Arbeitsanreize.

Jahoda blieb während der Kriegsjahre in England, anfangs als Forschungsstipendiatin der Universität Cambridge, später dann als Soziologin im „Ministry of Information“. In den ersten Jahren im englischen Exil war Marie Jahoda neben ihrer wissenschaftlichen Arbeit im „Londoner Büro der österreichischen Sozialisten in Großbritannien“ aktiv, wo sie mit Karl Czernetz die „Linie“ der Revolutionären Sozialisten vertrat.¹⁵ Für kurze Zeit war sie am Propagandasender „Radio Rotes Wien“ beteiligt, der, nachdem sich die österreichischen Emigranten geweigert hatten, die mutmaßlichen Hörer ihrer Sendungen zur offenen Sabotage gegen die Nazis aufzurufen, geschlossen wurde.

Die alte Einheit von wissenschaftlicher und politischer Arbeit, die wechselseitige Befruchtung der „zwei Welten“, konnte nicht bewahrt werden, wofür nicht nur die Emigration an sich verantwortlich war, sondern auch die politische Ernüchterung, die Erosion der Zukunftsgewißheit von einst — sozusagen des Auftauchen aus der „großartigen Illusion“ — und die tiefe Kluft innerhalb der sozialistischen Emigranten, wo sich Repräsentanten der alten Partei wie Oscar Pollak, und solche der neuen, in der Illegalität des Ständestaates formierten Strömung unversöhnlich, bis zur persönlichen Feindschaft gehend, gegenüberstanden.

Nach Kriegsende entschloß sich Jahoda, in die USA zu gehen, wie sie erinnernd erklärt, aus persönlichen Gründen. Vor ihrer endgültigen Übersiedlung nach New York hatte sie allerdings Fühler Richtung Österreich ausgestreckt, wie dem Briefwechsel Walter Wodaks zu entnehmen ist. Am 6. Juni 1946 schrieb Wodak, der offiziöse Vertreter der SPÖ in der Londoner Botschaft, an den aus dem Exil in den USA schon nach Österreich zurückgekehrten Julius Deutsch: *Mizzi Jahoda hat, wie sie mir mitgeteilt hat, sich an Genossen Renner gewendet und ihn um eine Einladung für einen Besuch in Österreich ersucht. Vielleicht könntest Du die Freundlichkeit haben, ihr einen solchen Brief von der Partei aus zu senden. Mizzi hat, wie es mir scheint, die Absicht, nach Österreich zurückzukehren, möchte aber vorerst auf Besuch kommen. Ich lege Dir eine Abschrift eines von ihr erfaßten Memorandums bei, aus dem ihre Pläne für einen derartigen Besuch hervorgehen. Die Antwort Deutschs war knapp und unzweideutig: Mizzi Jahoda können wir nicht einladen, weil wir niemand einladen. Wenn sie kommt, wird sie gewiß willkommen sein, wie jeder, der herkommt und hier mitarbeiten will.*¹⁶

Marie Jahoda arbeitete die nächsten dreizehn Jahre in den USA, ehe sie wieder nach England übersiedelte. In New York zuerst als Mitarbeiterin von Horkheimer, der zu dieser Zeit im Auftrag des American Jewish Research Committee die große Vorurteilsstudie, *Studies in Prejudice*, leitete, wozu Jahoda eine Teilstudie beitrug (1950), später dann am Bureau for Applied Social Research, dem Nachfolger der Wiener Forschungsstelle, und schließlich von 1949 bis 1958 als Professor für Sozialpsychologie an der New York University.

Anmerkungen:

* Arbeiten von Jahoda werden nur mit einer Jahreszahl direkt im Text zitiert.

- 1 Diese von Otto Bauer 1924, 21, geprägte Formel verwendete Jahoda im Interview 1985, vgl. auch 1983.
- 2 Lazarsfeld 1927, 98, daraus auch das folgende Zitat.
- 3 Lazarsfeld 1975, 149ff. Zu den sich darauf stützenden Darstellungen vgl. Kern 1982, 162ff.; Käsler 1984, 621 und 632; Knoll u. a. 1981, 87ff.; Neurath 1983, 155ff. und Pollak 1981.
- 4 Landesgericht für Strafsachen Wien, Zl. Vr 10 981/36. Wiener Stadt- und Landesarchiv. Vgl. Fleck 1988.
- 5 Sie wird in allen deutschsprachigen Ausgaben falsch zitiert, richtig wäre: Danzinger.
- 6 Auf Unstimmigkeiten über die zu wählenden Autorenhinweise verweist, daß hier von dem Herausgeber und seinem nicht mehr bestimmbar Anteil die Rede ist. Damit konnte unmöglich das Kollektiv „Forschungsstelle“, sondern nur dessen Leiter Lazarsfeld gemeint sein.
- 7 Jahoda 1981, 220, berichtet, daß die Erstaufgabe bald nach dem Erscheinen den Bücherverbrennungen zum Opfer fiel.
- 8 Von Wiese 1933/34, 96. Bezeichnenderweise wird in keiner der mir bekannten Rezensionen Lazarsfelds Name erwähnt.
- 9 Jahoda 1933a; Lazarsfeld/Zawadzki 1935; Eisenberg/Lazarsfeld 1938.
- 10 Wiggerhaus 1986, 192; Landesgericht für Strafsachen Wien, Zl. Vr 10 981/36.
- 11 *Arbeiter-Zeitung* vom 6. Jänner 1937.
- 12 Die folgende Darstellung nach den Akten des Strafverfahrens gegen Marie Jahoda, Landesgericht für Strafsachen Wien, Zl. Vr 10 981/36.
- 13 Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (DÖW) Wien, Akt 6414.
- 14 Eine gekürzte englische Version ist in Fryer/Ullah 1987 1ff., enthalten, eine deutsche Übersetzung erscheint 1988.
- 15 Vgl. die Darstellung der österreichischen Exilpolitik in Großbritannien bei Maimann 1975.
- 16 Wodak 1980, 165 und 176f.

Literatur:

- Otto Bauer, *Die Arbeiterjugend und die Weltlage des Sozialismus*. Wien 1924, jetzt in: Otto Bauer, *Werke*, Wien 1976, Bd. 2, 867ff.
- Philip Eisenberg/Paul F. Lazarsfeld, „The Psychological Effect of Unemployment“, in: *Psychological Bulletin* 35, 1938.
- Christian Fleck, Einleitung zu: Jahoda 1988.
- David Fryer/Philip Ullah, *Unemployed People. Social and Psychological Perspectives*, Milton Keynes 1987.
- Marie Jahoda, (1926). „Koedukation“, in: *Schulkampf* Heft 3 Juni/Juli.
- Marie Jahoda, (1927). „Berufsprobleme in individualpsychologischer Beleuchtung“, in: *Die sozialistische Erziehung*, 7. Jg., *Die Praxis*, 6. Jg., 274—275.
- Marie Jahoda, (1928). „Kathederkapitalismus“, in: *Arbeit und Wirtschaft*, Sp. 501—504.
- Marie Jahoda, (1933). *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkung langdauernder Arbeitslosigkeit*. Mit einem Anhang: Zur Geschichte der Soziographie. Bearbeitet und herausgegeben von der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle, in: *Psychologische Monographien* Bd. 5, hrsg. von Karl Bühler, Leipzig.
- Marie Jahoda, (1933a). „The Influence of Unemployment on Children and Young People in Austria“, in: *Children, Young People and Unemployment. A Series of Enquiries into the Effects of Unemployment on Children and Young People*. (The Save the Children International Union) Geneva Part II, 115—138.
- Marie Jahoda, (1936). „Autorität und Erziehung in der Familie, Schule und Jugendbewegung Österreichs“, in: *Studien über Autorität und Familie*. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung. Paris. 706—725.
- Marie Jahoda, (1937). „Die Intellektuellen und die revolutionäre Bewegung in Österreich“, in: *Der Kampf*, N. F., 16—22 (Pseudonym: M. Mautner).
- Marie Jahoda, (1938). „Unemployed Men at Work: A Study of the Subsistence Production Scheme in South Wales“, (unpublished), gekürzte englische Ausgabe in: Fryer/Ullah, 1987 1—73, deutsche Übersetzung des Originals 1988.
- Marie Jahoda, (1942). „Incentives to Work. A Study of Unemployed Adults in a Special Situation“, in: *Occupational Psychology*, 16, 20—30.

- Marie Jahoda, (1950). *Anti-Semitism and Emotional Disorder. A Psychoanalytic Interpretation* (gemeinsam mit Nathan W. Ackerman), New York, in: *Studies in Prejudice*, ed. by Max Horkheimer and Samuel H. Flowerman, No. 5.
- Marie Jahoda, (1960). *Die Arbeitslosen von Marienthal* (gemeinsam mit Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel). Allensbach (spätere Auflagen: Frankfurt).
- Marie Jahoda, (1977). *Freud and the Dilemma of Psychology*. London (deutsche Ausgabe Frankfurt 1985).
- Marie Jahoda, (1979). „Ich habe die Welt nicht verändert. Gespräch mit Marie Jahoda“, in: Mathias Greffrath (Hrsg.), *Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern*, Reinbek, 103—144.
- Marie Jahoda, (1981). „Aus den Anfängen der sozialwissenschaftlichen Forschung in Österreich“, in: N. Leser (Hrsg.), *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit*. Wien, 216—222.
- Marie Jahoda, (1981a). „To Publish or Not to Publish?“, in: *Journal of Social Issues*, 37, 208—220.
- Marie Jahoda, (1982). *Employment and Unemployment. A Social-Psychological Analysis*, Cambridge (deutsche Ausgabe 1983).
- Marie Jahoda, (1983). *Des Menschen hohe Braut. Arbeit, Freizeit, Arbeitslosigkeit*. Franz Kreuzer im Gespräch mit Marie Jahoda fünfzig Jahre nach der Untersuchung „Die Arbeitslosen von Marienthal“. Wien.
- Marie Jahoda, 1985. Interview mit Prof. Marie Jahoda, Interviewer: Robert Knight, DÖW-Sammlung unveröffentlichter Interviews Nr. 279.
- Marie Jahoda, 1986. „The Social Psychology of the Invisible: An Interview with Marie Jahoda“. David Fryer in: *New Ideas in Psychology*, Vol. 4, 107—118.
- Marie Jahoda, (1987). Interview mit Marie Jahoda, Interviewer: Christian Fleck, Oral History-Sammlung des Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich. Graz.
- Marie Jahoda, (1988). *Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgeuntersuchung zu „Marienthal“ aus dem Jahr 1938*. Hrsg. und eingel. von Christian Fleck, Frankfurt.
- Dirk Käsler, *Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung*, Opladen 1984.
- Horst Kern, *Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien*. München 1982.
- Reinhold Knoll/Gerhard Majce/Hilde Weiss/Georg Wieser. „Der österreichische Beitrag zur Soziologie von der Jahrhundertwende bis 1938“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Sonderheft 23: *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918—1945*, hrsg. von M. Rainer Lepsius, Opladen 1981.
- Paul F. Lazarsfeld, „Marxismus und Individualpsychologie“, in: *Die sozialistische Erziehung*, 6. Jg. 1927.
- Paul F. Lazarsfeld/Bohan Zawadzki, „The Psychological Consequences of Unemployment“, in: *Journal of Social Psychology*, 1935.
- Helene Maimann, *Politik im Wartesaal. Österreichische Exilpolitik in Großbritannien 1938—1945*. Wien 1975.
- Paul Neurath. „Paul F. Lazarsfeld — Leben und Werk“, in: *Franz Kreuzer im Gespräch mit Marie Jahoda fünfzig Jahre nach der Untersuchung „Die Arbeitslosen von Marienthal“*. Wien 1983.
- Michael Pollak, „Paul F. Lazarsfeld — Gründer eines multinationalen Wissenschaftskonzerns“, in: Wolf Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Band 3, Frankfurt 1981.
- Leopold von Wiese, Rezension von „Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit“, in: *Kölner Vierteljahreshefte*, 1933/34.
- Rolf Wiggerhaus, *Die Frankfurter Schule. Geschichte, theoretische Entwicklung, politische Bedeutung*. München 1986.
- Walter Wodak, *Diplomatie zwischen Parteiproporz und Weltpolitik. Briefe, Dokumente und Memoranden aus dem Nachlaß Walter Wodaks 1945—1950*, hrsg. u. eingel. von Reinhold Wagnleitner, Salzburg 1980.